

Bielefeld, den 30.04.2018

Meine Vision für die Zukunft der deutsch-amerikanischen Freundschaft

Von Florian Bochert

„USA kennt Europa nicht.“ Dies waren die Worte, die Konrad Adenauer im März 1946 in einem Brief an den früheren SPD-Politiker William Sollmann benutzte. Adenauer beschrieb dem nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in den USA emigrierten Sollmann mit diesen Worten seine Sorge, dass die Vereinigten Staaten von Amerika sich nach dem nun beendeten Zweiten Weltkrieg von Europa abwenden könnten. So fuhr er in seinem Brief fort, indem er sagte: „Helfen Sie doch, die Überzeugung in USA zu verbreiten, dass die Rettung Europas nur mit Hilfe von USA erfolgen kann und dass die Rettung Europas auch für USA wesentlich ist.“ Mit diesem Satz drückte er all das aus, was seit dem Beginn der deutsch-amerikanischen Beziehungen stets wichtig war und was Angela Merkel mehr als 60 Jahre später mit folgenden drei Worten beschrieb: „Wir brauchen einander.“

Und tatsächlich überließen die Amerikaner das kriegszerstörte Europa nicht seinem Schicksal und halfen zusammen mit den Kanadiern und vielen anderen, eine Zukunft in Frieden und Freiheit zu sichern. Sie taten dies, obwohl tausende US-amerikanische Soldaten im Zweiten Weltkrieg ihr Leben verloren hatten und bestärkten damit die deutsch-amerikanische Freundschaft in neuem Maße. Tief beeindruckt von diesem Verhalten erklärte Konrad Adenauer kurz nachdem er zum Bundeskanzler gewählt worden war in seiner ersten Regierungserklärung 1949: „Ich weiß, dass unzählige Amerikaner aus echter, persönlicher Teilnahme und Nächstenliebe uns Deutschen in unserer schwersten Not [...] in rührender Weise geholfen haben. Das deutsche Volk wird das dem amerikanischen Volk niemals vergessen dürfen, und es wird das auch nicht vergessen.“

Vor dem Hintergrund der aktuellen Ereignisse, die ungeahnte Herausforderungen für die transatlantischen Beziehungen beinhalten, müssen wir uns fragen: Haben wir all die barmherzigen Taten vergessen, wofür unsere Vorfahren tiefste Dankbarkeit empfanden? Wieso gucken wir heutzutage nur noch auf die Herausforderungen unserer Freundschaft mit den Vereinigten Staaten und lassen die Errungenschaften unserer gemeinsamen Freundschaft in den Hintergrund geraten?

Trotz des langen Fluges über den Atlantik besuchen dennoch jedes Jahr Hunderttausende von Menschen die USA und kommen somit in direkten Kontakt damit, was die deutsch-amerikanische Freundschaft wirklich bedeutet: Zuhören, miteinander reden und voneinander lernen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass die USA jedes Jahr erneut das beliebteste Ziel für viele junge Deutsche sind, die ein Jahr im Ausland verbringen möchten. Einige von ihnen, wie ich selbst, dürfen sich sogar an einem Vollstipendium des Deutschen Bundestages und des Kongresses in Washington erfreuen. So fördern wir alle als junge Botschafter das gegenseitige Verständnis und tragen dazu bei, die menschlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika dauerhaft zu stärken. Touristen, Schüler, Wissenschaftler, Forscher, Geschäftsleute- wir alle verkörpern die transatlantische Freundschaft besser als es nur irgendeinem Präsidenten oder Bundeskanzler möglich wäre.

Daher muss jede Vision von der deutsch-amerikanischen Freundschaft darauf beruhen, miteinander zu reden und voneinander zu lernen. Die Frage sollte nicht sein, wie sich die USA in den

kommenden Jahrzehnten verändern könnten, sondern was wir von den Vereinigten Staaten lernen können und wie wir diese Ideen in unseren eigenen Alltag einbauen können. Und gerade weil sich die USA zum größten Teil aus ehemaligen europäischen Siedlern zusammensetzen, die für sich selbst keine Zukunft in Europa sahen, besitzt die deutsch-amerikanische Freundschaft das Potenzial, Lösungen für inner-deutsche und inner-amerikanische Probleme gleichermaßen bereitzustellen.

Während meines Auslandsjahres in den Staaten habe ich mit sehr vielen, sehr offenen und ehrlichen Menschen über das Verhältnis der USA zu Deutschland gesprochen. Fast jedes Mal wenn ich jemandem mitteilte, dass ich aus Deutschland käme, erzählte man mir von deutschen Vorfahren und versuchte man, mich mit einem schwer verständlichen „Guten Tag“ zu beeindrucken. Auch wenn diese Art von Gespräch die ersten paar Mal noch als lustig empfand, wurde mich schnell klar, dass viele US-Amerikaner stolz sind auf ihre deutschen oder europäischen Wurzeln. Obwohl sie selbst vielleicht noch nie in Europa waren, so fühlen sie dennoch eine tiefe Verbundenheit zu ihren Vorfahren und ihrer kulturellen Herkunft. Alle Amerikaner, die ich traf, begegneten mir also mit großem Respekt und viel Offenheit.

Doch wie sehen wir selbst unsere Freunde aus den Vereinigten Staaten? Hätte ich nicht selbst für ein Jahr im Nordosten der USA nahe Boston gelebt, so würde ich mir vermutlich ein Land voller Donald Trumps vorstellen. Dadurch, dass wir fast jeden Tag mit Meldungen über die Affären, Twitter-Nachrichten und Personalabgänge des Präsidenten konfrontiert werden, fällt es uns schwer, ein Bild von den Menschen zu erlangen, die dieser Präsident eigentlich repräsentieren soll. Genauso wie Deutschland aber auch nicht nur aus Angela Merkel besteht, haben auch die USA weit mehr zu bieten als Präsident Trump.

Ungeachtet dessen, ob wir den politischen Entscheidungen unserer Freunde zustimmen, dürfen wir dennoch nicht vergessen, dass kein einziger Mensch ein ganzes Land repräsentieren kann und schon gar nicht die Mentalität und den Charakter der Menschen, die in diesem Land leben. Daher beinhaltet meine Vision für die Zukunft der deutsch-amerikanischen Freundschaft, dass wir alle versuchen, uns unser Vorurteile bewusst zu werden. Es ist unmöglich, sich von allen Vorurteilen zu befreien, aber wenn wir uns unserer Vorurteile bewusst werden, können wir tatsächlich anfangen, voneinander zu lernen und konstruktiv miteinander zu reden.

Doch ungeachtet der Vorurteile gibt es dennoch einige Eigenschaften, die man als „deutsche“ oder „amerikanische“ Mentalität beschreiben könnte. Und in einer Freundschaft ist es wichtig, sich auch mit diesen Eigenschaften des Freundes auseinanderzusetzen und herauszufinden, worin diese Eigenschaften begründet sind. Ich selbst konnte einen Teil der amerikanischen Mentalität erleben, als ich nach mehr als sechs Monaten herausfand, dass meine Gastmutter regelmäßig eine Waffe bei sich trug. An dieser Stelle ist es wieder wichtig herauszustellen, dass diese Eigenschaft bei Weitem nicht auf alle US-Amerikaner zutrifft und dennoch war es für mich ein durchaus einschüchterndes Erlebnis.

Natürlich sprach ich meine Gastmutter darauf an, warum sie eine Waffe bei sich tragen würde und wie sie sich durch eine Waffe sicherer fühlen würde, wenn Waffen doch eigentlich etwas sehr gefährliches seien. Sie fragte mich dann, warum Europa noch Autos hätte, wenn wir gefährliche Dinge verbieten würden. Was sollte ich dagegen sagen? Auch wenn ich ihr vielleicht nicht zustimmte, so hatte sie dennoch ihre guten Gründe, eine Waffe zu tragen. „Be quick to observe but slow to judge!“ Diesen Spruch lernte ich auf einem Vorbereitungsseminar für meinen USA-

Aufenthalt kennen und in diesem Moment erkannte ich seinen Sinn. Auf den ersten Blick mag die Mentalität der Amerikaner zwar komisch und unbegründet scheinen, aber wir alle sollten erst beobachten und miteinander reden ohne voreilige Schlüsse zu ziehen. Auch dieses Verhalten ist in meiner Vision für die Zukunft der deutsch-amerikanischen Freundschaft enthalten.

Doch können wir auch in anderen Bereichen wie in der Bildung noch etwas von den Amerikanern lernen, wenn es doch weltweit so viele Studenten an die Eliteuniversitäten der USA zieht? Oder sollten die Amerikaner im Bereich Bildung eher etwas von uns lernen, wenn doch das deutsche Schulbildungssystem in Qualitätsstudien häufig über den US-Bildungssystem steht?

Bildung ist ein so umfassendes Thema und doch wird der größte Unterschied in den Bildungssystemen unserer beiden Länder gerade dann deutlich, wenn wir auf die Kosten von Bildung in beiden Ländern schauen. Im amerikanischen High-School Bereich ist das Lernen an öffentlichen Schulen genauso kostenlos wie in Deutschland. Später an den Universitäten müssen Studenten dann allerdings immense Summen an Studiengebühren bezahlen, die für viele Familien ohne Kredit kaum zu finanzieren sind. Sollte Bildung also in den USA wie in Deutschland frei sein?

„College in Germany is free!“ Dieser Satz hinterließ bei vielen Amerikanern offene Münder und großes Erstaunen, als ich von den Kosten deutscher Universitäten erzählte. Natürlich hat man auch in Deutschland teilweise hohe Lebenshaltungskosten, besonders in großen Städten, aber an den vielen renommierten öffentlichen Universitäten muss fast kein Student direkt etwas an seine Uni bezahlen- stattdessen bezahlt der Steuerzahler für diese Bildung. Dies gibt fast allen Abiturienten die Möglichkeit, die Universität ihrer Wahl zu besuchen- finanziell gleiche Chancen für alle. Aber genau dieses Konzept der gleichen Chancen für alle ist eigentlich die Grundlage des „American Dream“. Wird dieser Traum also dadurch hintergangen, dass lediglich die reicheren oder durch Stipendien nur die besonders begabten Schüler an die amerikanischen Elite-Colleges kommen und eine gute Bildung erlangen können?

Im Grunde kollidieren hier zwei Philosophien der amerikanischen Gesellschaft. Auf der einen Seite wird durch die hohen Studiengebühren der „American Dream“ der Chancengleichheit verletzt, aber auf der anderen Seite bekommen die schlauesten Schüler durch Stipendien auch die beste Bildung am College- im Sinne des „The winner takes it all“ Systems des Kapitalismus. Doch ohne die richtige Balance zwischen der Förderung von Eliten und der Förderung von gleichen Chancen für alle verlassen entweder Studenten weiterhin das eigene Land oder einige Schüler werden durch zu hohe Kosten zurückgelassen. Genau dies ist der Teil, in dem die USA und Deutschland voneinander lernen können. Denn nur durch innovative Ideen von hoch-qualifizierten Fachkräften kann die gesamte Gesellschaft profitieren und nur durch eine Gesellschaft, die in der Breite gut gebildet ist, können diese innovativen Ideen auch umgesetzt werden.

Meine Vision von der Zukunft der deutsch-amerikanischen Freundschaft beinhaltet daher, dass beide Länder offen für neue Ideen und Impressionen im Bereich der Bildung sind und erkennen, dass nur ein durchdachter Mittelweg zwischen Eliten-Förderung und Chancengleichheit langfristig auch zu dem besten Ergebnis für die gesamte Gesellschaft führen kann. Dann wird es in Zukunft

keine High-School Absolventen mehr geben, die aufgrund ihrer finanziellen Situation gezwungen sind, sich dem Militär zu verschreiben, aber auch keine deutschen Studierenden, die lieber in die USA auswandern, um dort qualitativ auf höchstem Niveau zu studieren. Dazu könnten beide Länder Gespräche anregen und diese Bildungsdisparität im Detail aufarbeiten sowie die Ursachen dieser Disparität genauer kennenlernen ehe vielleicht sogar Bildungskooperationen zwischen Deutschland und den USA eingeführt werden könnten. Diese Bildungseinrichtungen würden auf hohem Niveau unterrichten, sowohl für Amerikaner und für Deutsche finanzierbar sein und gleichzeitig den deutsch-amerikanischen Zusammenhalt einmal mehr stärken.

Doch ein weiterer großer Unterschied zwischen Deutschland und Amerika, der gleichzeitig auch eine der Hauptursachen für die Entstehung von Vorurteilen und falschen Eindrücken über das jeweilig andere Land ist, liegt im politischen System beider Länder. Aufgrund ihrer Vergangenheit haben die Vereinigten Staaten ein ganz anderes politisches System als das heutige Deutschland, das wiederum auch ein durch seine Geschichte stark geprägtes politisches System hat.

Wenn ich einige meiner amerikanischen Freunde nach dem deutschen Präsidenten gefragt habe, wurde mir als häufigste Antwort Angela Merkel genannt. Stattdessen wusste lediglich eine kleine Minderheit, dass Angela Merkel „nur“ die deutsche Kanzlerin ist und wieder weniger wussten, dass Deutschland gleichzeitig auch noch einen richtigen Präsidenten hat. Seinen Namen kannte allerdings keiner. Auf der anderen Seite sind viele Deutsche darüber verwundert, dass in der Demokratie der Vereinigten Staaten kein Mehrheitswahlrecht herrscht. Besonders viele schrien nach der Präsidentschaftswahl 2000 und jetzt erneut in 2016 auf als „der von der Mehrheit gewählte Kandidat nicht zum Präsidenten gemacht wurde“. Viele Deutsche wissen aber nicht, dass bei einem Mehrheitswahlrecht ein US-Präsidentschaftskandidat nur 8 der insgesamt 50 Staaten der USA gewinnen müsste, um die gesamte Wahl zu gewinnen. Somit müsste ein Kandidat in nur diese 8 bevölkerungsreichsten Staaten reisen und der Rest des Landes würde vollkommen vergessen werden. Wäre das also im Sinne einer echten Demokratie?

Genauso konnten viele Amerikaner noch etwas lernen als ich ihnen erklärte, dass Deutschland nach seinen Erfahrungen aus der Zweiten Weltkrieg sehr achtsam war, nicht zu viel Macht in einer Person zu sammeln und so dem Bundespräsidenten eine vergleichsweise repräsentative Aufgabe zuwies. So unterscheiden sich unsere beiden politischen Systeme stark und doch haben beide Systeme ihre Berechtigung. Das Mehrheitswahlrecht würde in den USA den Fokus lediglich auf bevölkerungsreiche Staaten wie Florida und Kalifornien lenken, während viele Deutsche bei dem Gedanken an einen mächtigen Präsidenten nach amerikanischem Modell kein gutes Gefühl hätten.

Trotz dieser Unterschiede sollten wir alle, Deutsche und Amerikaner, keineswegs aufhören, unsere Meinungen über die Politik und das politische System der anderen Seite zum Ausdruck zu bringen. Gerade in den heutigen Zeiten, in denen sich die amerikanische Politik augenscheinlich zunehmend stärker von der deutschen Politik zu unterscheiden scheint, sind alle gefordert: Wir müssen uns über die Unterschiede und Hintergründe der politischen Systeme informieren und uns dann eine eigene Meinung auf Grundlage dieser Informationen bilden- allerdings begründet anstatt vorlaut. Denn nur durch konstruktiven Dialog können wir das angespannte politische Klima zwischen Deutschland und den USA durch unser fundiertes Wissen und gegenseitiges Verständnis verbessern.

Wir als mündige Bürger haben sogar die Verantwortung durch Gespräche, Diskussionen und vielem mehr dazu beizutragen, dass neue Lösungswege für alte Probleme gefunden werden können. Das Zentrum der Demokratie, egal ob in den USA oder in Deutschland, bilden wir Bürger

und Politik wird nicht nur in Washington D.C. und Berlin gemacht, sondern vielmehr in den USA und in dem Deutschland, in dem wir Bürger leben. Daher ist es auch an uns, die Probleme der deutsch-amerikanischen Freundschaft gemeinsam zu lösen und uns nicht von vermeintlichen Unterschieden abschrecken zu lassen. Die deutsch-amerikanische Freundschaft kann nur dann eine Zukunft haben, wenn wir uns als Freunde untereinander weiterhin austauschen und somit eine Grundlage für die Politiker bilden, auf der Konflikte gelöst werden können. Meine Vision für die Zukunft der deutsch-amerikanischen Freundschaft beinhaltet daher auch Foren, auf denen sich Deutsche und US-Bürger über die Probleme beider Länder und eventuelle Meinungsverschiedenheiten konstruktiv austauschen und dadurch die deutsch-amerikanische Freundschaft dauerhaft stärken können.

Doch wie würde diese Vision unser aller Leben verändern? Im Grunde kann man sagen, dass meine Vision für die Zukunft der deutsch-amerikanischen Freundschaft nicht unerreichbar, sondern im Gegenteil vergleichsweise ohne großen finanziellen oder ökonomischen Aufwand zu erreichen ist. Wir brauchen keine milliarden schweren Kulturprogramme, deren Wirkung nachlässt, sobald kein Geld mehr fließt. Stattdessen sollten wir alle einfach unseren Horizont leicht erweitern und nicht alles nur durch die „deutsche Brille“, vor dem Hintergrund unserer eigenen Geschichte und unserer eigenen Werte, betrachten. Natürlich würde diese Vision unser aller Leben ein bisschen verändern, aber wir alle sind ja auch ein Teil der deutsch-amerikanischen Freundschaft. Und genauso profitieren wir alle dann nämlich auch von den schwindenden internationalen Konflikten und nachlassenden Spannungen zwischen „Freunden“.

Insgesamt lässt sich also erneut festhalten, dass jede Vision von der deutsch-amerikanischen Freundschaft darauf beruhen muss, miteinander zu reden und voneinander zu lernen. Durch vielfältigen Austausch und gegenseitiges Verständnis können wir alle dazu beitragen, dass die USA Deutschland und ganz Europa auch in Zukunft als Freund ansehen werden, mit dem man sich jederzeit beraten kann und mit dem man zusammen offen über die Probleme der Zeit sprechen kann. Dann muss hoffentlich kein deutscher Bundeskanzler mehr sagen: „USA kennt Europa nicht“ und aus dem „Wir brauchen einander“ ein „Wir schätzen einander“ werden.